



Faust Salandras die Ordnung bald wieder hergestellt haben. Als der Korrespondent jüngst einen vorzüglichen Kenner der innerpolitischen Italienspolitik um seine Ansicht befragte, antwortete er ihm lakonisch: „Die italienischen Varrkaden sind keine französischen Varrkaden.“ Er mag recht haben. . . Die Hoffnung der Kriegsgegner Italiens, binnen kurzem werde im Lande eine Revolution ausbrechen, dürfte sich trotz den mancherlei Anzeichen, die dafür sprechen wollen, so wenig erfüllen wie die Hoffnung auf die Revolution in Rußland und den Aufstand in den englischen Kolonien.

**Verschiedenes.**

**Abreise Rüdigers an die italienische Front.**

London, 28. November. (R.-B.) Das Reuterebureau meldet: Rüdiger reiste am Freitag nach der italienischen Front ab, um den italienischen König zu treffen.

**Der französische General d'Amade in London.**

London, 28. November. (R.-B.) Der französische General d'Amade ist von Petersburg kommend, hier eingetroffen.

**Montenegrinische Meldung.**

Paris, 27. November. Montenegrinischer Bericht vom 23. November: Der Feind richtete am 21. November vergebliche kräftige Angriffe gegen unsere Sandtschakarmee, um deren Bewegung gegen ihre neuen Stellungen zu verhindern. Artilleriekampf auf den anderen Fronten.

**Aus dem Inland.**

**Die Erstreckung der Landsturmpflicht bis zu 55 Jahren eine ungarische Regierungsvorlage.**

Budapest, 28. November. (R.-B.) Unter den dem Reichstage bei seinem Zusammentritte vorzulegenden Gesetzesentwürfen befindet sich eine Vorlage des Honveminsters, welche mit gewissen Beschränkungen die Spannspruchnahme der Altersklassen zwischen 50 und 55 Jahren zu den mit dem Krieg in Zusammenhang stehenden Arbeiten im Inlande zuläßt.

**Kleine Nachrichten.**

Reuter meldet aus Melbourne: Die australische Regierung beschloß, außer den bereits organisierten Verstärkungen noch 50.000 Mann einzustellen. Damit wird Australien im nächsten Juni etwa 300.000 Mann geliefert haben. — „Berlinske Tidende“ erfährt aus Petersburg, daß die Eisenbahnen und Wasserwege zwischen Wologda und Archangelsk und den umgebenden Landstrecken auf Befehl des Zaren in Kriegszustand erklärt und dem Militärregiment von Archangelsk unterstellt worden seien. — Wegen großen Mangels an Silber- und Kupfermünzen arbeitet die russische Münze jetzt mit erhöhter Kraft. Die tägliche Ausmünzung ist um 50 Prozent gestiegen. An Silber wird für 200 Millionen Rubel ausgemünzt werden, bisher wurden an Silber- und Kupfermünzen für 32 Millionen Rubel mehr als unter normalen Verhältnissen geprägt. — Die „Nowoje Wremja“ teilt eine angeblich zwischen der russischen und der japanischen Regierung getroffene Vereinbarung mit, wonach in Osaka für 12 Millionen Rubel russische silberne Scheidemünzen zu 15 und 20 Kopeken geprägt werden. Die „Neue Zürcher Ztg.“ meldet über Petersburg: Die russischen Truppen, die in Teheran eingerückt sind, haben Verstärkungen durch zwei Brigaden erhalten, weil der türkenfreundliche Emir Chischmet mit einem Angriff drohe. — Mit der Munitionsversorgung des Vierverbandes kann es trotz aller Anstrengungen nicht gut bestellt sein. Wie die „Zürcher Post“ erfährt, reist ein direkter Beauftragter Lloyd Georges in der Schweiz umher, um dort Aufträge für Granatenfabrikation anzubringen. — Der über die Vorgänge in der Diplomatie der Entente meist gut unterrichtete Haager Korrespondent der „Neuen Zürcher Zeitung“ meldet: Die griechischen Gesandten in Paris, London und Rom erneuerten in bestimmtester Form ihre Erklärung, daß jede auf das griechische Gebiet übertretende serbische Heeresabteilung sofort entwaffnet werden wird, nötigenfalls gewaltsam. — „Nieuws van den Dag“ bemerkt, den Fall Mitrovic und Pristin besprechend: Damit ist der eigentliche Feldzug gegen Serbien tatsächlich beendet, obwohl es auch hier nicht zu einem Sedan gekommen ist.

**Armee und Marine.**

**Safenadmirals-Tagesbefehl Nr. 332.**

Marineoberinspektion: Korvettenkapitän v. Venes.  
Garnisonsinspektion: Hauptmann v. Peprick.  
Nerztliche Inspektion: Auf S. M. S. „Bellona“  
Leinenschiffsarzt d. R. Dr. v. Kovats; im Marinehospital  
Landsturmarzt Dr. Tomick.

**Vom Tage.**

**Auszeichnungen.** Der Kaiser hat verliehen in Anerkennung vorzüglicher Dienstleistung vor dem Feinde

das Militärverdienstkreuz 3. Klasse mit der Kriegsdekoration dem Korvettenkapitän Otto Grafen Wellersheimb. — Verliehen wurde vom Armeeoberkommando in Anerkennung tapferen Verhaltens vor dem Feinde die silberne Tapferkeitsmedaille 2. Klasse dem Maschinenmaat Johann Barok und dem Jungschützen Titular-Korporal Johann Meze, beide vom Seebezirkskommando Trieste.

Die Beförderung von Hauptleuten zu Stabs-offizieren. Es ist bekannt, daß während des Krieges die Offiziere in ihrer Rangstour viel rascher in die höheren Chargen befördert werden, als in Friedenszeiten. So dienen vor dem Kriege die Hauptleute der Infanterie in der HauptmannschARGE ungefähr elf bis zwölf Jahre, die Rittmeister der Kavallerie durchschnittlich ein- einhalb, die Hauptleute der Feld- und Gebirgsartillerie zehn bis elf Jahre vor ihrer Beförderung zum Major. Früher gab es auch Zeiten, in denen die Bekleidung der HauptmannschARGE noch länger dauerte, bei der Truppe auch an vierzehn Jahre. In der letzten Kriegsbesörderung (Novemberavancement) wurden Hauptleute (Rittmeister) zu Majoren befördert, die die HauptmannschARGE in der Infanterie sechseinhalf bis sieben, in der Kavallerie an achteinhalf, in der Feld- und Festungsartillerie siebeneinhalf Jahre bekleidet hatten. In Friedenszeiten sind in mehreren Staaten eigene Kurse errichtet worden, in welche Hauptleute (Rittmeister) der Truppe vor ihrer Beförderung zum Major einberufen werden. In Oesterreich-Ungarn wurde im Jahre 1870 ein solcher „Zentralinfanteriekurs“ errichtet, dann im Jahre 1876 als „Stabsoffizierskurs“ reorganisiert. Die noch früher bestandene „Zentralkavallerieschule“, die hauptsächlich die hippologischen Fächer pflegte, wurde 1870 in den „Zentralkavalleriekurs“ für die Vorbereitung der Stabsoffiziersaspiranten der Kavallerie umgewandelt. Dieser Kurs bestand bis 1875; nachher wurden auch die Rittmeister der Kavallerie in den Stabsoffizierskurs einberufen. Im Jahre 1873 wurde ein „Vorbereitungskurs für Stabs-offiziersaspiranten der Artillerie“ eröffnet und 1886 als „Spezialkurs für Hauptleute der Artillerie“ mit dem Stabsoffizierskurs vereinigt. Von 1895 an war dieser Spezialkurs dem Kommando der technischen Militärakademie unterstellt und wurde 1902 aufgelöst. Bis 1894 mußten die Hauptleute der Infanterie und der Artillerie, dann die Rittmeister der Kavallerie den Stabs-offizierskurs absolvieren, der ursprünglich ein Jahr, dann sieben Monate, zuletzt nur fünf Monate dauerte. Im Jahre 1894 wurde der Stabsoffizierskurs aufgelassen. Die Hauptleute (Rittmeister) hatten von da an den Nachweis der für die Beförderung zum Major erforderlichen theoretischen Kenntnisse vor einer eigenen Kommission zu erbringen. Diese Kommission trat alljährlich in Wien zusammen und bestand aus einem General als Präses und mehreren Stabsoffizieren des Generalstabes und der Hauptwaffen als Mitglieder. Im Jahre 1908 wurde eine neue Beförderungsvorschrift betreffend die Beförderung zum Major der Truppe herausgegeben, wonach der Nachweis theoretischer Kenntnisse für die Beförderung zum Major nicht mehr gefordert wurde. Die Prüfungskommission wurde demgemäß aufgelassen. Im Jahre 1912 wurde dann beschloffen, an Stelle des früheren Nachweises der theoretischen Kenntnisse einen „Informationskurs“ für Stabsoffiziersaspiranten der Truppe einzuführen. Der erste Informationskurs wurde am 15. Februar 1913 eröffnet und es wurden in einem Jahre meist zwei Turnusse einberufen. Der bis zum Kriegsausbruch bestandene Informationskurs dauerte ungefähr je vier Monate. In Kurse, die vor der Beförderung zum Major absolviert werden müssen, werden natürlich Hauptleute (Rittmeister) einberufen, die bereits längere Zeit ihre Charge bekleiden; die Frequentanten standen folglich in der letzten Friedenszeit schon ungefähr neun oder zehn Jahre als Hauptleute im Dienste. Selbstverständlich ist während des Krieges kein Informationskurs vor der Beförderung zum Major zu absolvieren; der Kurs wird jetzt gar nicht errichtet und zur Beförderung gelangten schon Hauptleute, die erst vor sechseinhalf Jahren zu Hauptleuten ernannt wurden, folglich vor dem Kriege in den Kurs nicht einberufen waren. Während eines Krieges weiß man keine Eignung zur Beförderung durch die Dienstleistung vollkommen nach. Schließlich sei erwähnt, daß die Generalstabshauptleute vor dem Kriege sieben bis siebeneinhalf Jahre auf die Beförderung zum Major warteten; im letzten Novemberavancement wurden zu Majoren Generalstabshauptleute befördert, die die HauptmannschARGE erst vier-einhalf Jahre bekleideten.

**Die „Bedrohung Aegyptens“.**

Der Korrespondent des „Nieuwe Rotterdamse Courant“ in Kairo schreibt seinem Blatte: Unverbesserliche Optimisten und Pazifisten vertrauen fest und sicher darauf, daß dank der Bedrohung des Suezkanals durch die jetzt fest geschlossenen Ketten der Zentralmächte der Friede in Aussicht ist. England würde die Gefahr eines Streikes auf Leben und Tod um seinen Verbindungsweg nach Indien nicht auf sich nehmen wollen und es vorziehen, dem wirtschaftlich erschöpften

Deutschland die Pfefse zu dem großen Friedenspalaver zu reichen.

Das erscheint mir aus zwei Gründen unwahrscheinlich. Erstens wird noch ziemlich viel Wasser den Nil herab fließen müssen, bis die leitenden Staatsmänner an den Ufern der Schemse davon überzeugt sind, daß es den vereinigten Türken, Deutschen, Oesterreichern, Ungarn und Bulgaren (es ist allmählich auch schon eine ganze Versammlung geworden) niemals möglich sein wird, bis zum Fuß der Pyramiden vorzudringen. Zweitens darf auch kein vernünftiger Mensch von ihnen annehmen, daß die deutschen Diplomaten, wenn der Besitz Aegyptens dem wirklich ein so großer Trumpf im heutigen Kriegsziel ist, jemals dazu raten würden, angeichts des gelobten Landes die Karten niederzulegen und ihren Gegnery Zeit zu lassen, wieder zu Kräften zu kommen. Und schließlich scheint mir das Gerücht mit dem „Weg nach Indien“, der „Schlagader der britischen Seemacht“ und was sonst noch für Ausdrücke gebraucht werden, wenn man von dem großen Durchbruch des genialen Lesseps spricht, eigentlich ziemlich übertrieben.

Man muß natürlich zugeben, daß die alte Verbindung mit Indien um das Kap der guten Hoffnung herum viel länger ist, daß sie also viel mehr Zeit, Kohlen, Verpflegungskosten usw. beansprucht. Aber gesetzt, das einmal der Weg nach Asien durch das Mittelmeer und das Rote Meer für die englischen Schiffe nicht mehr offen stünde, liegt es doch auf der Hand, daß das britische Reich die Folgen dieses unbestreitbaren Nachteiles viel gemächlicher und viel rascher zu überwinden wissen wird, als Deutschland beispielsweise die Folgen der wirtschaftlichen Abschließung überwunden hat. Die geregelte Schifffahrt um Afrika herum würde bald vollständig bis aufs kleinste organisiert sein. Als England seine Macht in Vorder- und Hinterindien aufbaute, gab es auch noch keinen Kanal durch die Sinailandenge. Und mit den Hilfsmitteln der modernen Technik würde das ganze Unglück sich auf eine größere Geldvergeudung beschränken, was in diesen Zeiten, in denen man mit Milliarden spielt, sehr wenig ins Gewicht fallen wird. Mit Australien und Japan kann die Verbindung ganz bequem durch den Panamakanal hergestellt werden, wenigstens so lange dieser neueste Verkehrsweg nicht durch Erdverschiebungen verstopft ist. Kurz, die Eroberung Aegyptens wäre ein großes Unglück für die Entente, aber es ist lange noch nicht so weit, daß sie nun direkt Frieden schließen würde, um dieses Unglück zu verhüten.

Der Fall des Pharaonenlandes würde aber andere Folgen mit sich ziehen und es scheint vielleicht noch zu früh, schon jetzt daran zu denken, aber die Zeiten gehen so rasch, daß man nicht zaudern darf, die Sache auch einmal von diesem Gesichtspunkt aus zu betrachten. Wer Aegypten hat, hat auch den Sudan. Das ist ein Axiom, das bloß in der Zeit des Mahdi scheinbar nicht stimmte. Aber man darf nicht vergessen, daß die Regierung des Mahdi in Khartoum allein möglich war, weil Aegypten eigentlich niemandem gehörte, weder dem Großherrn in Konstantinopel, noch dem Kheiwé, dessen Land besetzt war, noch den Engländern unter der entschlußlosen Leitung Gladstones. Sobald eine feste Hand kam, wurde dem Wüthlen der mohammedanischen Schwärmer ein Ende gemacht. Und der Mahdi, dessen Knochen durch den nicht sehr delikaten Rüdiger den überraschten Krokodilen hingeworfen wurden, fand selbst in seinem Grabe keine Ruhe mehr. Diese mohammedanischen Schwärmer (und ihre Zahl ist in Afrika Legion, wo die Sprache des Koran langsam aber sicher alle heimischen Dialekte verdrängt) stehen aber jetzt auf der Seite der Zentralmächte. Mag man behaupten, daß der gegenwärtige heilige Krieg „made in Germany“ sei. Aber das liefert dann allein den Beweis, daß er gerade so wie die anderen mit dieser Marke versehenen Artikel tüchtiger ist als die Konkurrenzware, verglichen mit den früheren mittelalterlichen heiligen Kriegen. Jetzt ist System und Methode darn. Es ist unzweifelhaft, daß vierzehn Tage nach einer Besetzung von Kairo durch Fez und Widelhaube Enver Pascha das Gordon-Monument in Khartoum in die Luft fliegen lassen kann, falls es ihm Spaß machen sollte.

Aber nach allem, was wir von ihm gehört haben, hat er keine so barbarischen Begierden wie sein englischer Kollege. Der „böse Mullah“ im Hinterland der Somal, der, in Parenthese gesagt, lange nicht so toll ist, als er von englischer Seite geschildert wird, der Sullan von Darfur und alle mohammedanischen Fürsten in ganz Zentralafrika werden das wahrscheinlich für den geeigneten Augenblick halten, um einmal mit den englischen Oberherren abzurechnen. Man darf dabei auch nicht aus dem Auge lassen, daß Slatin-Pascha, der Mann, durch den Großbritannien den Sudan pazifizierte hat, der Held, der allein mehr Einfluß in Nubien und Abessinien hat als eine ganze Armee, jetzt auf der Seite der Zentralmächte kämpft: er steht in den österreichischen Reihen am Songo. Aber er wird dann wohl Urlaub bekommen, um das Land, in dem er zehn Jahre lang in grausamer Gefangenschaft geschmachtet hat und das er fünfzehn Jahre lang als allmächtiger Inspektor beherrscht hat, wieder einmal zu sehen.

### Weihnachten im Felde 1915.

Übermals naht ein Weihnachtsfest, das unsere Krieger in ruhmvollem Kampfe für das Vaterland ferne von dem Helm verbringen werden. Wohl wird sie, wie oft auch um diese Zeit, das Bewußtsein helldemütiger Pflicht mit stolzer Genugtuung erfüllen; an dem Tage, der der Familie gehört, muß für sie schmerzhaft das Gefühl der Trennung, brennend die Sehnsucht nach den Angehörigen sein.

Unser Bestreben, ihnen über die Schranken der Ereignisse, über die Weite des Raumes hinweg den Gruß der Heimat im Geleite eines kleinen Zeichens innigen dankbaren Gedankens zu senden, darf in liebevollem Eifer, in werktätiger Kraft nicht erlahmen.

Noch können die Stimmen der heiligen Nacht, die dem Menschen auf Erden den Frieden verheißt, nicht in Erfüllung gehen. Noch spaltet das eherner Gesetz des Krieges die Völker in gegnerische Lager, zwingt uns Gedanken und Werke glühender Feindschaft auf. Umso gewissenhafter, umso treuer, umso hingebender müssen wir das Gebot der Liebe jenen gegenüber erfüllen, die der festeste Kitt der Zusammengehörigkeit: Anhänglichkeit an das gemeinsame teure Vaterland und Waffenbrüderschaft mit uns verbindet.

Durch die anspruchsvolle Bescherung, die den Weihnachtsabend unserer Soldaten zu verschönern bestimmt ist, bringen wir in die rauhe Welt der Waffen eine trauliche Stunde leuchtenden Glückes, wir bereiten ihnen einen Christbaum, dessen ferne Lichter uns zugleich die eigene Brust erhellen.

Auch heuer glaubt das Kriegsfürsorgeamt des Kriegsministeriums, ermutigt durch den Erfolg seiner Bemühungen vor einem Jahre, zu einem solchen Liebeswerke aufzuziehen, seine Führung und Mithilfe anbieten zu sollen. Es wird Sorge tragen, daß die Weihnachtsgaben, achtsam ausgewählt, wohlgeordnet verpackt und gesichert, unseren Truppen abteilungsweise rechtzeitig zukommen. Um jedoch einem jeden unserer Krieger, die im Felde stehen, eine kleine Freude zu verschaffen, genügen nicht die bisher gesammelten Gelder, dazu bedarf es des Zusammenwirkens Aller.

Wir bitten daher um hochherzige Geldspenden. Jeder, auch der kleinste Betrag, ist willkommen.

Ueber den Verlauf der Aktion, über die einlaufenden Beträge, die Auswahl der Geschenke, deren Bereitstellung, wird das Kriegsfürsorgeamt nicht unterlassen, die Öffentlichkeit pflichtgemäß zu informieren. In den Administrationen der Zeitungen werden Geldspenden für diesen Zweck entgegen genommen.

Wien, im Oktober 1915.

K. u. k. Kriegsministerium, Kriegsfürsorgeamt  
IX., Berggasse Nr. 16 und 22.  
F.M.L. 2361 m. 7.

### An die p. t. Abonnenten.

Wir bitten die p. t. Abonnenten, die beigelegenen Posterslagscheine zur Erneuerung des Abonnements, respektive zur Begleichung der Rückstände zu benutzen, da sonst eine Unterbrechung in der Zusendung der Zeitung erfolgen müßte.

Wir bitten, wegen des bevorstehenden Jahreschlusses sich der Postchecks recht rege und besonders zu Rückstandszahlungen zu bedienen, damit uns die Jahresabrechnung erleichtert werde.

Die Administration.

# Offiziers- Wäsche

Hemden, Unterhosen, Krägen,  
Manschetten, beste Qualität, in  
jeder Größe lagernd bei

## Ignazio Steiner

Piazza Foro POLA Piazza Foro

### Allerlei.

Kavallerieformationen für das Feuergefecht. Kürzlich wurde im Einvernehmen mit dem Armeekommando verfügt, daß die im Felde stehenden unberittenen Formationen der Kavallerie die Bezeichnung „Kaval-

lerieschützendivision der 2ten Kavallerietruppendivision“ zu führen haben. Auch die unberittene Mannschaft dieser Formationen wird je nach ihrer Zugehörigkeit als „Dragoner“, „Husaren“ oder „Manen“ bezeichnet. Vor der Einführung der Feuerwaffen war im Mittelalter in den meisten Heeren die Reiterei den Fußtruppen an Zahl überlegen. Mit der Vervollkommnung der Feuerwaffen gewann dann die Infanterie an Bedeutung und die Kavallerie nahm dann an Zahl relativ ab, da die Fußtruppen zur Hauptwaffe in der Schlacht wurden. So verhielt sich beispielsweise die Stärke der Kavallerie zu jener der Fußtruppen schon im Dreißigjährigen Kriege wie 1 zu 2 bis 1 zu 3; im Stebenjährigen Kriege wie 1 zu 4 bis 1 zu 5, in den Kriegen zu Beginn des 19. Jahrhunderts wie 1 zu 6 bis 1 zu 8, im Jahre 1866 bei der österreichischen Nordarmee wie 1 zu 9, bei der Südarmerie gar wie 1 zu 24; im Deutsch-französischen Kriege 1870/71 bei den Deutschen wie 1 zu 8, bei den Franzosen 1 zu 6. Es dürfte interessant sein, darauf hinzuweisen, welche Schritte zur Zeit der Vervollkommnung der Feuerwaffen nach und nach unternommen wurden, um die Reiterei, die natürlich schon wegen ihrer Schnelligkeit als eine wichtige Waffengattung galt, auch für den Feuerkampf verwendbar zu gestalten. Schon unter Kaiser Maximilian I., der neben der Institution der Landsknechte auch die Reiterei der „Kürassier“ (gepanzerten Kürassiere) schuf, wurde jedem Kürassier ein „leichter Büchsenbüchse zu Pferde“ beigegeben. Bei der zunehmenden Bedeutung der Feuerwaffen wurde im Dreißigjährigen Kriege die Zahl der Büchsenbüchsen erheblich vermehrt. Schon 1572 wurden aber in der kaiserlichen Armee neben den Kürassieren auch die berittenen, doch auch mit Feuerbüchsen bewaffneten „Arquebusiere“ aufgestellt. Vom Jahre 1623 traten als neue Reitergattung auch die Dragoner (auch „Draconen“ genannt) auf. Diese Truppe wurde früher in Frankreich als „berittene Infanterie“ errichtet und auch die kaiserlichen Dragoner waren ursprünglich nur als eine berittene Infanterie mit der Muskete bewaffnet und hauptsächlich zur Führung der Feuergefechte zu Fuß bestimmt. Später wurden sie aber, gleich den Kürassieren, auch als Reiterei zum Kampfe zu Pferd verwendet. Im Jahre 1715 wurde bei jedem kaiserlichen Kürassierregiment eine „Karabinierkompanie“ aufgestellt, die zum Feuergefecht zu Pferd bestimmt war, bei jedem Dragonerregiment aber eine „Grenadierkompanie“, welche sowohl für das Feuergefecht zu Fuß wie zu Pferd ausgebildet wurde. Im Jahre 1768 wurden diese Abteilungen von den Kürassier- und Dragonerregimentern abgetrennt und aus ihnen zwei selbständige „Karabinierregimenter“ formiert. Sie wurden indessen schon 1798 in Kürassierregimenter umgewandelt. In der neueren Zeit wurde in den meisten Heeren die Reiterei auch mit Feuerwaffen, in der Jetztzeit durchwegs auch mit Repetierkarabinern, ausgerüstet und den Kavallerieformationen wurden jetzt auch überall Maschinengewehr-Abteilungen zugeteilt.

In einem indischen Soldatenlager in Frankreich. Die folgende Schilderung eines großen indischen Soldatenlagers in Südfrankreich findet sich im „Gaulois“: „Die indischen Truppen, die in Europa den letzten Schliff erhalten, bevor sie an die Front geschickt werden, sind auf dem Gebiete eines Herrnsitzes in der Umgebung von Marseille untergebracht. So wie man die schwere Güterpforte dieses Landsitzes hinter sich geschlossen hat, glaubt man sich in die bunte Welt indischer Märchen versetzt. In beiden Seiten der breiten Schlossallee reißt sich Zeit an Zeit. Auf einem freien Platz vor den Zelten halten die indischen Soldaten eine Schießübung mit blinden Patronen ab. Die Männer, die auf dem Rücken ein gekrümmtes Messer tragen, ähneln dem Typus der japanischen Klasse. Es sind Leute vom Stamme der Gurkhas. Wir schreiten weiter und erreichen die Zelte der Sikhs. Es sind schöne Menschen, deren regelmäßigen Gesichtern nur wenig Mongolisches anhaftet. Sie sind eben dabei, ihre Hauptmahlzeit einzunehmen. Die Speisen sind von den Indern selbst, genau nach den strengen Regeln der einzelnen Stämme und Sekten zubereitet. Sie essen sehr wenig Fleisch — meist Regenfleisch. Im Umhergehen lernt man alsbald die seltsamen Gebräuche kennen. So erklärt einer: „Meine Frau in der fernsten Heimat befolgt auch jetzt das Gebot, jede Mahlzeit zwei Stunden nach dem Gatten einzunehmen.“ Infolge des Zeitunterschiedes zwischen Europa und Indien muß beim die dahel gebliebene Ehefrau um 3 Uhr morgens aufstehen, aufstehen, um das Mittagsmahl des vergangenen Tages einzunehmen. Nach beendigtem Essen sitzen die Sikhs in der Runde und rauchen schweigend ihre langen Pfeifen. In den Freistunden beschäftigen die Indern sich vielfach mit Kartenspielen, wobei sie großen Spielereifer an den Tag legen. Oft sieht man auch Gruppen erster Männer, die sich schweigend um einen „Erzähler“ scharen, der in langen, eintönigen Sätzen Legendes aus der fernsten Heimat vorträgt.“

Politik und Schlaf. Wie ein unabwendbares Geschick hingelt Jahren der furchtbare Krieg über den Weltteil Europas, und mit einer Wucht, die an das unerhörte Wallen des Schicksals in den Tragödien des klassischen Altertums erinnert, ist es herabgebrochen und geht seinen blutigen Weg durch die Länder der Erde.

Das antike Fatum, vor dem die Welt des Altertums nie vor etwas Grausigem und Unentrinnbarem zitterte, ist zwar längst aus der Vorstellungswelt der Menschen verschwunden, aber schon Napoleon I. erkannte, daß die moderne Politik, die in den geheimnisvollen Besprechungen der Kabinette die Lose der Völker entscheidet und in unsichtbaren Fäden die Länder und ihre Bewohner verstrickt, nicht minder furchtbar und unerbittlich sei als das Fatum der Alten. Es war am Abend vor der Schlacht bei Austerlitz, als der Kaiser, der sich selbst wiederholt als willkürliches Werkzeug eines blind über ihm herrschenden Zwanges bezeichnete, sich mit seiner Umgebung über die Schicksalsidee in den Tragödien des klassischen Altertums und über seinen geliebten Corneille unterhielt, dem er wegen des Reichtums seiner Ideen und seiner unerschöpflichen Erfindungsgabe nicht nur die Fähigkeiten eines großen Dichters, sondern auch die eines bedeutenden Diplomaten zuerkannte. In diesem Zusammenhang sagte Napoleon: „Die alte Schicksalsidee wird heute durch das geheimnisvolle Wirken der Politik ersetzt. Sie ist dem Schicksal zu vergleichen, das den Debipus zum Verbrecher machte, ohne daß er schuldig war. Die tragischen Stoffe, die einst eine Welt erschütterten, sind nicht erschöpft, wie man annimmt; aus der politischen Notwendigkeit wachsen sie in neuer, unerschöpflicher Fülle hervor. Wenn auch das heutige Schicksal nicht mehr das Gleiche ist wie in der Welt der Alten, so ist es doch nicht weniger herrlich und nicht weniger unbeugsam geblieben als damals. Auch heute noch ist es für die Menschen ein Schrecken, den nur die Vorstellung einer unausbleiblichen Notwendigkeit mildert. Wer leben will, muß zu sterben wissen.“

## Ausweis der Spenden.

Der Administration des „Polaer Tagblattes“ sind neu eingelaufen:

Für Witwen und Waisen der Gefallenen der gesamten bewaffneten Macht:

Maschinenquartiermeister Alfons Rueskäger von S. M. S. „Mars“ spendet K	10.—
Marie Pany	10.—
Linienschiffst. Dagobert v. Müller	10.—
Korvettenkapitän E. Dvorsky	10.—
Niko Mardesic, anlässlich des 67. Regierungsjahres unseres Kaisers	50.—
Statt einer Kranzspende für die verstorbene Frau Marie Kupelwieser erlegen:	
a) die Direktion der Filiale der k. k. priv. Oesterr. Creditanstalt für Handel und Gewerbe in Pola, derzeit in Laibach	50.—
b) Hotelangestellte der Gutsdirektion Brioni	56.—
Statt einer Kranzspende für den verstorbenen Linienschiffst. Ockermüller erlegen Molnar und Czaszlovsky der Seeflugstation	30.—

Für die Hinterbliebenen der im Kriege gefallenen Marinemannschaftspersonen:

Maschinenmannschaft S. M. Tb. „75 T“ K 14:18

Für das bulgarische „Rote Kreuz“:

Niko Mardesic, anlässlich des 67. Regierungsjahres unseres Kaisers] . . . K 50.—

Für die aus dem Polaer Bezirke evakuierten Familien:

Niko Mardesic, aus oben angeführtem Anlasse . . . . . K 50.—

Summe . K 340:18

bereits ausgewiesen . . 47332:61

totale . K 47672:79

Abgeführt . . 47080:61

Abzuführen . K 592:18

## G. Freytags Kriegskarten:

1. Österr.-russisches Grenzgebiet
2. Westrussischer Kriegsschauplatz
3. Österr.-ital. Kriegsschauplatz
4. Karte von Rumänien.

Zu haben in der

Papierhandlung Jos. Krmpotic.

## Ueber 50 Jahre Erfolg!

Nasentzündungen, Husten, Heiserkeit, Stimmveränderung, chronische und akute Ratarhe heilen in kürzester Zeit durch den Gebrauch der altbekanntesten und vielfach prämierten

## Pastillen-Prendini

hergestellt aus Alant und Kassiamark. Preis einer Schachtel 60 Heller.

Vorrätig in jeder Apotheke.

# Um rotes Gold.

Roman von Erich Ziegen.

Nachdruck verboten.

„Nun, mein Herzblatt, was hat Mama euch Gutes zu Mittag gegeben?“

Er hatte die Kleine auf seine Knie gesetzt und blickte ihr zärtlich in die unschuldsvollen Augen.

„Ach, wenn du wüßtest! Roastbeef mit grünen Bohnen und Aprikosenkompott und — Vater — unterbrach Mary sich plötzlich — „guck mich nicht so an! Deine Augen sehen gerade so aus —“

Sie stockte.

„Nun, mein Kind, wie denn?“

„Als ob — als ob der liebe Gott böse auf dich wäre.“ schluchzte die Kleine. „Ach, Vater, mach die Augen zu! Ich ängstige mich vor dir!“

Adrian van der Straaten zuckte zusammen. Also so weit war es bereits mit ihm gekommen, daß sein eigenes Kind ihm seine Schlechtigkeiten vom Gesicht ablas! Warmherzigkeit!

„Du hast recht, Mary.“ erwiderte er tiefseufzend. „Der liebe Gott ist böse auf mich.“

„Ich will ihn bitten, daß er dir vergibt, Vater. Hast du etwas sehr Unrechtes getan?“

Adrian van der Straaten antwortete nicht. Wie mit würgendem Griff preßte es ihm die Kehle zu.

Da strichen die kleinen Hände liebevoll über die trübten, feuchten Augen des alten Mannes.

„Schadet nichts, Vater!“ tröstete der süße Kindermund. „Es tut Dir doch sehr leid, daß du ein Unrecht begangen hast, und du bereuest es von Herzen, nicht wahr? Dann vergibt dir auch der liebe Gott!“

Welch du, wie ich neulich die schöne Glaskhale zerbrochen hatte und die Scherben versteckte, damit niemand sie sehen sollte? Das war ein großes Unrecht, und ich hatte keine Ruhe, bis ich es dem lieben Gott gestand. Und dann gestand ich es auch der Mutter — und dann war alles wieder gut.“

Und die warme, weiche Kinderwange schmiegte sich schmeichelnd an sein schmerzverzerrtes Gesicht.

Dem Manne war es ganz eigen ums Herz geworden bei dem lieblichen Geplauder seines Kindes. Er hatte die Empfindung, als schmelze die Eiskruste, die bisher seine Seele umflachte.

„Soll ich zum lieben Gott beten, daß er dir dein Unrecht vergibt, Vater?“

Fast heftig löste der Mann die seinen Hals umklammernden Arme und stellte das Kind auf den Boden nieder.

„Das wird nicht viel helfen, Mary!“

„Warum nicht? O Vater, du ängstigst mich! Warum wird es nichts helfen?“

Finster wandte der Mann sich ab.

„Frage mich nicht, Kind! Du würdest es doch nicht verstehen. . . Aber da kommt gerade Mutter. Lauf ihr entgegen! Und dann wasch dir die Hände! Und ruf die Kleinen! Wir wollen zu Abend essen.“

Mit Kistenpaketen beladen, kam soeben Frau Wilhelmine ins Zimmer gekehrt. Ihr Gesicht war ganz rot vor Aerger.

„Sieh nur, was für einen häßlichen Teppich mir der Möbelhändler aufgeschwätzt hat!“ zeterete sie. „Das Muster ist greulich! Ich wollte einen Teppich mit Rosenfarben; das wäre nicht mehr modern, meinte er. Und erst die Tischdecke! Einfach nicht anzusehen! Morgen muß ich alles wieder umtauschen!“

Mit einer heftigen Gebärde warf sie die Pakete aufs Sofa und riß die Bänder ihres Kapothutes auf, um sich aufs neue erregt an ihren Mann zu wenden, der müde abgewehrt hatte.

„Und wie du wieder ausziehst, Adrian! Kannst du nicht noch schäblicher gekleidet gehen? Warum läßt du dir bei unserem Schneider keinen neuen Hausrock machen, am besten aus rotem Samt mit Verschönerung, damit wir standesgemäß in unser neues Haus einziehen? Soll ich auch in Rosebank wieder die Leute die Köpfe schütteln sehen und hören, wie sie sich verwundert zutuscheln: „Ist das der Direktor Adrian van der Straaten, einer der reichsten und klügsten Männer von Kapstadt?“ Willst du das, Mann?“

„Du hast recht, Wilhelmine.“ erwiderte er fast demütig. „Ich werde mir morgen einen Hausrock bestellen und auch einen neuen Straßenanzug.“

So viel unerwartete Nachgiebigkeit rührte Frau Wilhelmine.

„Du bist doch ein lieber, guter Mann!“ schmeichelte sie, ihm die Backen streichelnd. „Du wirst schon sehen, die Mehrausgaben tragen reiche Früchte! Die Kinder werden kräftiger und gesünder. Und ich selbst — wahrhaftig, ich glaube gar, ich selbst blühe noch einmal auf! Die letzten Tage fühle ich mich schon viel wohler. Meine Brustschmerzen sind beinahe weg. Ich bin ja auch noch nicht so alt — noch lange nicht vierzig. Nur das viele schwere Arbeiten — weißt du — und die vielen, vielen Sorgen — —! Nun wollen wir noch einmal unser Leben genießen, wie die anderen Leute! Nicht wahr, lieber Mann?“

Adrian van der Straaten bekam es nicht übers Herz, den Freudenausbruch seiner Frau zu unterbrechen. Sie hatte ja so recht! Zum erstenmal bemerkte er, daß sie eigentlich noch eine recht hübsche, jugendliche Erscheinung war.

„Mein liebes Weib.“ murmelte er bewegt. „Oswiß — wir wollen vergnügt und glücklich sein. Ich bin ja auch erst sechsundfünfzig Jahre alt — wenn auch mein Haar gebleicht ist und mein Rücken gekrümmt! Morgen gehen wir für acht Tage aufs Land. Alles! Auch die Kinder!“

Frau Wilhelmine sank auf einen Stuhl vor Ueberraschung. Sie war sich nicht recht klar darüber, ob sie sich freuen oder ärgern sollte.

„Morgen — aufs Land?“ stammelte sie. „Und das neue Haus?“

„Das neue Haus mag warten. Alle Leute gehen aufs Land. Warum sollen wir es nicht tun? Wir wollen unser Leben genießen!“

Als die kleine Mary bald darnach, frisch gewaschen und gekümmelt, mit ihren beiden ältesten Brüdern zum Abendessen kam, staunte sie ihren Papa aus weitgeöffneten Augen an.

So fröhlich hatte sie ihn noch nie gesehen!

Nach dem Essen versammelte Adrian van der Straaten die ganze Kinderschar um sich und erzählte den verblüfft aufhorchenden herrliche Geschichten von der mor-

gigen Reise, von dem großen Hause, in das sie nächstens einziehen werden, von den schönen Kleidern, die sie fortan zu essen bekommen werden — —

Die Kinder lachten und jubelten — —

Und die Eltern lachten und jubelten — —

Die ganze Familie van der Straaten begann, sich in den trügerischen Strahlen des roten Goldes zu sonnen.

Zu demselben Tage, an dem Heinz Althoff die heißersehnten Goldminenaktien sein eigen nannte, trug der Dampfer „Africana“ Lord Roberts, seine Schwester der Irene gegen Port Elizabeth, der herrlichen, von fast tropischer Vegetation umblühten Hafenstadt östlich von Kapstadt.

Lord Roberts' schlauer Kopf hatte einen ganzen Plan herausgearbeitet, und auch diesmal bewies er sich wieder als kluger Stratege, dem der Erfolg nicht fehlte.

Daß er am Schluß „Sieger auf der ganzen Linie“ sein würde — daran zweifelte er selbst keinen Augenblick.

Zwar mußte er noch nicht, daß Heinz Althoff bereits in die ihm gestellte Falle gegangen war; aber er kannte die menschliche Natur zu gut, um in dieser Beziehung seiner Sache nicht völlig sicher zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

## EINLADUNG

zu der am 2. Dezember 1915 im THEATER CISCUTTI zugunsten des „bulgarischen Roten Kreuzes“ und des „türkischen Halbmondes“ stattfindenden

# Wohltätigkeits-Vorstellung

aus Anlass des Regierungs-Jubiläums Sr. kaiserl. und königl. Majestät

Anfang um 4 Uhr 30 Minuten p. m.

### Aufführungsordnung:

1. A. Westermayer: Kaiserouverture.
  2. Prolog von Herrn Hans Penninger.
  3. Kino.
  4. Ch. Beriot: Violinkonzert Nr. 9 (Solo von H. Otto Panoch; am Klavier Herr A. Illesberg).
  5. Rolph Klaudus — Charakterkomiker.
  6. Fr. Liszt: Ungarische Phantasie für Klavier und Orchester (Solo von Herrn A. Illesberg).
- PAUSE
7. Salonsprung über 10 Mann — Tok, Kaletzky.

8. Vogl (Humorist), Mitglied des Kolosseums in Wien.
9. J. Strauss: Ouverture aus der Operette „Fledermaus“.
10. Bauernkomödie mit Gesang und Schuhplattlertanz in einem Aufzug. Spielleiter: Cornelius Ungar.

#### PERSONEN:

- |                                     |                    |
|-------------------------------------|--------------------|
| Bürgermeister Dattelhuber . . . . . | Bamberger.         |
| Angla, seine Frau . . . . .         | Fräulein A. Langer |
| Mirzl . . . . .                     | Frau Schöberl.     |
| Zensl . . . . .                     | Fräulein V. Günter |
| Gemeindediener Schnapsl . . . . .   | Schöberl.          |
| Jammerer Hans . . . . .             | Ringl.             |
| Krallerer Hias . . . . .            | Schwarz.           |
| Lehrer . . . . .                    | Klaudus.           |

Gemeinderäte und Bauern.

Musikalischen Teil besorgt Hoffmann.

„Hoch Habsburg!“, Schlussmarsch.

Grosses Marineorchester (Dirigent: H. J. Vozka).

#### PREISE DER PLÄTZE (MIT EINTRITT):

Logen K 20.—, Sperrsitze K 5.—, Parterresitze K 4.—, Parterrestehplätze K 1.50, Galeriesitze K 1.50, Galeriestehplätze 50 Heller.

Der Text des Prologes wird zugunsten unserer Militärwaisen zum Preise von 20 Heller im Theater verkauft.

Für das Komitee:

M. Smaha.